3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 16

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751715

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

9. Fortsetzung

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern

Der letzte Passagier.

Durch den hereinbrechenden Abend schwebte die Bahn, langsam, gleitend, über verdämmernde Wälder, rasch-fließende Bächlein, grüne Matten. Sie glitt, wie von einem sanften, aber unwiderstehlichen Zwang gezogen, den hohen Rücken des Niesen hinab, klug verhakt mit ihren Zähnen in der Konstruktion der sinnreich erdachten Schienen, sie bot Ausblick in die majestätische Einsamkeit der ragenden Bergriesen, in die Stille entlegener Dörfer, deren Kirchturmspitzen freundliche Grüße herübersandten. Ein Wagen, dunkel metallisch nach außen hin, zum Schutz gegen die Witterung, freundlich hell hölzern innen und wie eine Treppe aufsteigend, so daß dem Fahrer nicht schwindelte, wenn er aus den breiten Fenstern blickte und schaudernd erkannte, daß er zwischen Himmel und Erde schwebte, einzig an kleinen Eisenzähnchen hängend und vertrauend auf den menschlichen Geist, der solche Wunder geschaffen. Ein Wagen, gelenkt von einem sorgsamen Führer, schwebte hinab, im gleitenden Gleichmaß der Bewegung, wie alle Tage, und doch war es kein Tag wie jeder andere. Nicht nur, weil der Herbst und die Nacht sich geeint hatten, eine Düsternis über den Himmel zu legen, die bedrohlich und ungewohnt war, eine Düsternis, in der die schwebenden Wolkenbänke dahinsausten, als hetze sie die Peitsche des Teufels, und in der aus den Schluchten und Abgründen des Berges die tausend Stimmen des Sturmes aufstanden zu einem pfeifenden schrillen Konzert. Es war dieser Tag sonderbar und keinesfalls wie jeder andere, weil er für das geruhsame Dasein des Kondukteurs Laurenz Imfeld einen Umsturz bedeutete, und einen Einbruch der finsteren Mächte. Der Tag im September, der hier zur Neige ging, war schon beinahe verschlungen von der Nacht, als die Uhren in den fernen Dörfern die achte Stunde schlugen. Er gehörte in den November, in den Winter, er fiel heraus aus dem gleichmäßigen Schlag des Kalenders, denn er stürzte über die Erde her wie ein böses, gefräßiges Tier. Hatte es einmal eine Sonne gegeben, die glanzvoll über unberührbaren Schneefeldern aufging? Wo war das Licht hingekommen, welche Macht hatte es verschlungen, welche Macht entfesselte hier die Scharen der regenüberfüllten Wolken, die sich dicht an die Berge hingen, als wollten sie den Fels zusammendrücken, der ihnen entgegenstand? Wo sie nicht mehr hingelangten, in die Täler, in die Tiefe, da schickte sie den Nebel, ziehende, fallende, wehende, äffende Schleier, die sich zusammenballten, bis zu bizarren Gebilden, und spukhaft zerstoben ins Nichts.

Nur die Bahn glitt weiter, unbeirrbar, gezogen von der unsichtbaren, klug eingefangenen Nacht, gelenkt von einem Mann, der Imfeld hieß, einem pflichttreuen Beamten, der des Sturmes nicht achtete und dafür sorgte, daß er pünktlich ankam in einer Station, die Mülenen hieß. Verstellt war die Sicht, dicke graue Wände baute der boshafte Nebel auf, die er dann mit einem Schlag zerriß, um sie an einer anderen Ecke wieder hinzustellen, er verwandelte die Wände in Ballen, in Fetzen, in zerstiebende Flocken. Von tausendfachen Geräuschen war er erfüllt, von dem trippelnden der Regentropfen, dem klatschenden der verwehten Blätter, dem seufzenden der gepeitschten Zweige, und diese Laute mengten sich in das Quietschen der Räder, in das Brausen des Wasserfalls, an dem der Wagen langsam und sicher vorüberglitt. Die Räder schrien auf, denn an dieser Biegung taten sie es immer, der Wasserfall toste, donnerte, brüllte, als wolle er mit seinem Zorne dem Unwetter sich entgegenwerfen.

Dennoch vermeinte der Mann Laurenz Imfeld, daß er irgend einen ungewohnten Laut vernommen hätte, durch das Sausen des Windes, das Aufklatschen der feuchten Blätter, das Tosen des Wasserfalls hindurch, doch achtete er nicht darauf, da war die Biegung, eine unangenehme Stelle, er blickte geradeaus. Ewig konnte kein Unwetter dauern, nicht das erste Jahr fuhr man die Strecke, wenn sie auch selten so leer lag wie eben, wo man nur einen Passagier, einen dicken, etwas unfreundlich aussehenden Herrn nach unten brachte. Der Himmel war aufgefressen von den Raubvögeln der Wolken, die sich auf jeden Brocken Helligkeit stürzten, um ihn zu vertilgen, der Tag war erobert von der Nacht, die Finsternis schien endgültig und unbesiegbar. Man konnte die Schleier fühlen, die der Nebel um den einsam dahinziehenden Wagen wand, als wolle er ihn festbinden und zurückhalten vor der schützenden Halle der Station, man spürte den Aufruhr der Lüfte, hinter dem der planmäßige Wille einer zerstörenden Macht zu walten schien, die nicht duldete, daß man den Berg befuhr, mit kleinen Rädchen sich listig verhakend in Schienen und aller Vernichtung spottend.

Manchmal gelang es irgend einem Strahl von Helligkeit durchzubrechen, für einen kurzen trügerischen Moment leuchteten weiße Berghänge auf und die Wände des Nebels zerstoben. Doch immer von neuem besiegte die Finsternis ihre helleren Gegner, immer von neuem raste der Sturm in die Wipfel, bohrte an den Wurzeln, riß eine schwache Tanne aus dem Erdreich und schmetterte sie in die Tiefe. Von den wogenden, wehenden Schleiern umhüllt, überzogen von einer feuchten Schicht, umtost von dem Pfeifen des Regens näherte sich der einsame Wagen dem Ziel. Noch einmal stießen die Wolken dicht zusammen, verfinsterten, wie in rasendem Zorn über das Entrinnen des Opfers, das Himmelsfeld, drängten feuchte Fetzen an das Metall des Wagens, der schwankte und weiterglitt, noch einmal rief die Finsternis ihre Boten zusammen und mischte ihre Schrecken, beschwor den Sturm, goß Regen herab, drohte mit tausend Lauten, die aus dem Nichts herzudringen schienen, dann fuhr der Wagen langsam, sehr allmählich in die Station Mülenen. Es war der letzte Wagen, der an diesem Tag aus der Höhe kommen sollte, und die Halle lag leer da, von altmodisch-bunten Plakaten bedeckt, mühselig beleuchtet von einer gelben Birne, die viel zu weit oben an der Decke schwebte. Laurenz blieb noch da stehen, wo er diese höllische Stunde gestanden hatte und wischte sich das Wasser vom Gesicht. Es war vorüber, bald war alles vorüber, die Fahrerei, das Aufpassen, der Sommer, die Saison. Aus dem Fahrkartenschalter drang Licht, es tröstete den Mann unmerklich, es wärmte sogar ein bißchen und es bot einen Halt gegen die Finsternis, die aufdringlich und gierig zu der geöffneten Halle hereinstarrte, gegen den Nebel, der schamlos einschlüpfte und gegen das Heulen des Sturmes, das eine ununterbrochene Begleitmusik bildete, zu all dem, was nun geschah.

Als der Beamte Laurenz Imfeld ausstieg, wandte er sich gewohnheitsmäßig dem Wagen zu, weil er erwartete, daß nun der Fahrgast etwas ungelenk, wie alle, die lang saßen, herausklettern würde. Oder war er am Ende schon durch die Sperre? Der Mann sah sich um, die Plakate in ihren verblaßten Farben forderten zum Besuch Adelbodens und Pontresinas auf, an der Decke hing die dünne gelbliche Lampe, und Laurenz Imfeld blickte in den Wagen.

Da schrie er auch schon auf. Kurz. Erschreckt. Nichts Menschliches hatte dieser Ruf, denn der Mann wollte sich zusammennehmen, aber irgend etwas war stärker als er, da er das Blut sah, das dem Fahrgast aus der Brust geflossen war und den hölzernen Fußboden bedeckte und immer noch langsam weitertröpfelte, schon über den Rand der Kabine heraus an das schwarze Metall des Rades. Der Kopf des Fahrgastes ruhte auf der Brust, der Hut lag umgekehrt in der Ecke, man sah das Futter und zwei Lederbuchstaben A. L. Durch die Halle brauste ein Windstoß und riß den Hut aus dem Wagen, so daß er auf den Steinboden rollte, immer weiter rollte, mit den zwei Buchstaben A. L. auf dem Innenrand des Futters. Laurenz Imfeld wußte, daß der Mann tot war, er faßte die Hand an, die, zu einer sinnlosen Gebärde verkrampft, in die Luft stand, sie war kalt, sie war steif, der Mann, der da lag, den er eben gefahren hatte, durch die Nacht, durch die Finsternis, lebte nicht mehr, einen Toten hatte er befördert als letzten Gast. Der Beamte Laurenz Imfeld, der niemals seinen Führerstand verlassen und keine Verspätung in den Dienstakten aufzuweisen hatte, zögerte, schwankte, das Heulen des Sturmes verwehte ihm die Gedanken. Er stürzte auf das tröstliche Licht des Fahrkartenschalters zu, da mußte noch einer sein, vielleicht der Heiri Lanz, der das Geld zählte.

Ueber den Steinfußboden taumelte der Mann und es war ihm, als lache hinter ihm einer höhnisch aus der Nacht, als strecke der Tote seine harten Finger nach ihm aus, er sah wieder die unsinnigen Plakate, Adelboden, Pontresina, — er klopfte an den Schalter, der schon zugehängt war, er klopfte, hart, aufgeregt, dreimal, viermal, fünfmal. Und als endlich der andere, der Lanz, den Kopf mißmutig herausstreckte, ärgerlich vor dem Wind zurückwich, der ihn gleich am Gesicht packte, da sah er den Kollegen dastehen, mit ausgestrecktem Arm, den Laurenz Imfeld, den er seit Jahren nun kannte, als einen ruhigen, zuverlässigen Menschen, da sah er ihn also dastehen, mit einer großen Gebärde auf den Wagen hinzeigen, und er schrie etwas, der Laurenz, ganz laut, doch der Sturm nahm es ihm aus dem Mund. Es erschrak der Lanz, er drängte sich durch das enge Zimmer nach außen, er vergaß sogar das Geld wegzuschließen und trat eilig zu dem Laurenz, den er nun verstand.

«Ein Toter», schreit der Imfeld, «da in dem Wagen, den ich gefahren habe, dem 7 Uhr dreißiger, liegt ein Toter, das Blut ist ihm übers Gesicht gelaufen. Hilf mir doch.»

Aber der Heiri Lanz kann da nicht mehr helfen. Wo sie zu zweit sind, fassen sie wieder Mut, sie besinnen sich, sie wissen, daß es nun einiges zu schaffen gibt, auch wenn der Wind in die Halle stiebt und eine Pfütze Regen an die Plakate wirft, an Adelboden und Pontresina, und wenn die höllischen Heerscharen draußen vorbeireiten, den Rücken des Berges hinauf, den der Tote eben, einsam im Wagen sitzend, gefahren ist, vorüber an Wäldern, Abgründen, tosenden Wasserfällen. Sie rühren nichts an. Sie stürzen ans Telephon, das in einer Ecke des Schalterraums hängt, ein altes Modell übrigens, das selten gebraucht wird und ungern funktioniert. Es ergibt sich, daß der Laurenz nicht allein bleiben will in der leeren Halle, mit dem Zug, daß er noch nicht einmal nachgesehen hat, ob es Post gibt von da oben. Der Heiri Lanz bringt ihn endlich dazu, daß er nach der Post sieht, der Post vom Hotel oben, Niesen-Kulm, 2367 Meter hoch, wenig besetzt, wie ein Anruf des statistischen Bureaus heute festgestellt hat, ein sonderbarer Anruf, den der Direktor hinterher auffällig gefunden hatte, als er nochmal an ihn dachte. Es gibt Post, die Serviertochter Liesl teilt ihren Angehörigen auf einer Postkarte mit, daß sie bald einträfe, doch wurde die Postkarte in sehr beschmutztem Zustand und mit einiger Verspätung in dem basellandschaftlichen Dorf Gelterkinden ausgetragen, denn dem Laurenz Imfeld zittern die Hände, da er sie nimmt und ein Regenstoß ihm übers Gesicht fährt.

Inzwischen dreht der Heiri an dem Apparat, er verspricht sich ein paarmal, er kann sich kaum verständlich machen und am andern Ende in Spiez, der Oberwachtmeister Aesch, glaubt ihm erst nicht, lange dauert es, bis der Heiri Lanz durch das Heulen des Sturmes hinweg,

der bis in die Hörer dringt, dem Aesch verständlich macht, daß er handeln muß, unverzüglich daherkommen. Es zittert die heisere Stimme des Heiri, als er einhängt. In der Halle steht noch der Laurenz und starrt auf den Toten, in der Hand hält er die Karte der Serviertochter Liesl, er starrt, wie festgebannt zu dem Toten hin, neben den er den Hut gelegt hat, mit dem Lederfutter und den Buchstaben A. L.

«Gleich wird der Aesch da sein», brüllt der Lanz. Der Wind pfeift dazwischen, aber der Imfeld versteht ihn und nickt langsam. Der Aesch, der Oberwachtmeister aus Spiez, Gott sei Dank, das war die Ordnung, die Behörde, es würde alles seinen Gang nehmen. Nur, wie er, von unwiderstehlicher Neugier getrieben, sich herniederbeugt und die wulstige Stirn des Toten sieht und den unsagbar ahnungslosen Ausdruck der erstarrten, aufgerissenen Augen, überkommt es ihn wieder, er zittert und nimmt sich nur mit Mühe zusammen.

Es flattert feuchte Schleier in die Halle der Station Mülenen, durchdringend kalte Tücher, sie bringen die Verstörung dieser Nacht mit sich, die Düsternis, die tausend höllischen Stimmen des Sturms. Sie rütteln an den alten Plakaten und reißen endlich das grellbunte von Adelboden halb los, das nun herunterhängt, hilflos gegen die Wand und nicht fort kann und nicht mehr festhängt und immer wieder klatschend an die Wand schlägt, an der es sieben Jahre gewohnt hat.

Dem Laurenz Imfeld kommt eine Idee. «Du», ruft er zu dem Heiri Lanz, «Du, wir werden in dem Hotel anrufen, wer das ist, die müssen ihn kennen da oben.»

Der Heiri nickt. Sie gehen zum Apparat, drehen zum zweitenmal, doch dauert es noch länger, bis verwundert Burkhard sich meldet, etwas von Lautersprechen brüllt und nicht verstehen kann, weil das losgerissene Plakat gegen die Wand knallt, einmal, zweimal, vom Wind aufgestachelt, wie in wütenden Schlägen. Und da endlich der Mann oben im Hotel Niesen-Kulm den Namen gesagt hat, den er von dem Geschäftsfreund aus Polen erfragen mußte, Arnold Loos, Fabrikdirektor, da er vernimmt, daß man diesen Loos umgebracht hat, auf der Fahrt, da weiß er kaum etwas zu sagen, stammelt, fragt, ruft, doch der Laurenz hat schon eingehängt. Sie kramen aus der Schublade des Billettschalters einen Bogen, gelblich und unbenutzt, der seit Jahren da vermodert und beginnen zu schreiben. Das Licht tröstet sie und sie harren des Oberwachtmeisters Aesch und fassen nach langem Ueberlegen den Toten nicht an, denn man kann vielleicht Spuren finden, das wissen sie. So schreiben sie, während in der Halle nun siegreich die Nacht steht, eisig, naß und rufend in hunderttausend Stimmen, über den Steinboden herfährt, das Plakat Adelboden gegen die Wand haut, bis es endlich abblättert, mit schweren Flügeln zur Erde taumelt und weiter hin über die Schienen, wo es liegen bleibt. Wenn der Laurenz Imfeld hinausschaut, dann sieht er den Wagen und undeutlich eine Gestalt, er spürt den Wind, die Wolken, den verdüsterten Himmel, er muß immer an den Toten denken, er wird noch lange an ihn denken, das Bild verfolgt ihn über die Wochen und Monate hin, er vergißt ihn niemals, diesen schaurigen Septembertag, doch das weiß er noch nicht, da er nun aufsteht und endlich die schweren Schritte hört, die Schritte des Oberwachtmeisters Aesch und seiner Polizisten, die jetzt draußen dumpf an die Tür pochen.

Dunkle Reise — Schwarzes Segel.

So dunkel ist der Raum, daß Robbi nicht weiß, ob er schläft oder wacht. Wenn er die Augen öffnet, sieht er einen kleinen Lichtschimmer, doch der schwindet und geht und kommt, er ist neckend und man weiß nicht recht, ob er nicht doch zum Traum gehört. Was kam denn im Traum vor? Ein Segel? Ja, ein schwarzes Segel, das so süßlich roch, wie die Confiserie mit den Fondantstengelein, aber eigentlich war es der dunkle Gummimantel, den er nicht angezogen hatte, obwohl der Herr Meyrat es befohlen hatte. Robbi setzte sich auf, oder vielmehr, er will sich aufsetzen, aber der Rücken tut es nicht, so fällt er wieder zurück, es ist immer noch dunkel, und im Kopf saust und brummt es, und irgend jemand flüstert dumme Sachen in sein Ohr. Außerdem hört er etwas, wenn er sich sehr anstrengt. Er strengt sich sehr an, er hält die Luft an und schließt die Augen, da hört man immer besser, so machte es schon Winnetou, es ist etwas da, ein gleichmäßig, leichtes Stampfen, eine Lokomotive sicherlich, da draußen vor dem Haus fährt eine schwarze Lokomotive. Doch wieso fährt die Lokomotive vor dem Haus?

Und der Knabe öffnet seine Augen, die schwer sind, als habe jemand Bleistücke darauf gelegt, er gibt sich Mühe zu sehen, und nun sieht er auch, nicht ganz deutlich, denn vor den Augen schwebt ein Schleier, der alles verdeckt; und es schwankt manchmal das Zimmer oder was da sein kann. Er sieht also, daß dies Zimmer nicht sein Zimmer ist. Er fühlt einen ungeheuren Schrecken, der kleine Robbi, der 12jährig und sehr verzweifelt ist, einen zu großen Schrecken. Er möchte schreien — und er schreit auch. Doch er merkt gleich, daß das ganz leise und heiser klang, so hörte ihn niemand und es tat auch weh, wenn man schrie. Sie sollten doch die Blumen forttun, die so ekelhaft süßlich rochen.

Daß es ein anderer Raum ist, spürt er, und wie eng das Bett war, wie eng und hart: nein das konnte nicht das Kinderzimmer sein, außerdem hätte er da doch läuten können, denn über dem Bett hing die Schnur; wenn man Angst hatte, zog man daran, und es kam die Mutter oder Herr Meyrat. Nein, hier gab es keine Trost-Schnur, Robbis Hand tastete mühselig an der Wand herum. Nichts ist da. Dafür fühlt sich die Wand hölzern an, ohne Tapete, und Robbi möchte wieder rufen, denn er ist doch weit weg, o lieber Gott, was hat er denn getan, daß ihn die Mutter weggeschickt hat?

Robbi ist tapfer. Er will jetzt denken, ganz richtig denken. Und er studiert, aber im Kopf rauscht es, und außerdem flüstert ihm dieser komische Mann dumme Sachen ins Ohr. Doch er wird den dummen Flüster-Mann wegjagen, einfach fortjagen.... So, jetzt ist es still. Ja, er ist nicht zu Hause, und es kann auch keine Lokomotive sein, die lärmig ist. Robbi nimmt sich zusammen und lauscht. Es stampft, wie wenn einer mit Bergstiefeln gegen etwas tritt, regelmäßig, dumpf. Die Wand, die fremde Holzwand ohne Trost-Schnur zittert, es zittert der ganze Raum. Robbi setzt sich sehr behutsam auf. Außerdem spürt er Hunger, richtigen Hunger. Neben dem Bett steht etwas, das aussieht wie ein Teller. Ganz dicht beugt sich Robbi darüber, aber wie er den Kopf senkt, schießt ihm das Blut hinein, rot wird es vor den Augen, er muß sie schließen, er hält sich fest an etwas, das ein Geländer sein kann. Dann tastet er über den Teller hin. Er greift in etwas, das sich gut anfühlt, hebt es hoch, es riecht nach Salami, es ist ein Wecklein, es schmeckt ausgezeichnet.

Er erblickt ein Glas mit Wasser, er trinkt, er ergreift das zweite Wecklein. Nun fühlt er sich stark, nun wird er aufstehen. Unendlich langsam hebt er die Beine hoch, sie sind schwer, so schwer. Dabei ist er doch gar nicht gerannt. Dann stellt er sie auf den Fußboden, der rauh ist, nicht mit einem freundlichen Teppich bedeckt wie zu Hause. Aber das Aufstehen gelingt ihm nicht, Dazu muß man die Kräfte eines Riesen haben, und es darf nicht etwas draußen poltern und rattern wie ein Auto.

Für was kann dies eine Strafe sein, denkt das Kind verwirrten Sinnes. Was habe ich getan, daß ich fortgenommen werde? Die Mutter hatte einmal gesagt, wenn er böse sei, werde er nach Amerika geschickt. Es will ihm scheinen, als sei dies schon Amerika. Aber wann war er böse? Der Gummimantel? Den er nicht mitgenommen hatte? Jetzt fällt ihm ein, wie es überhaupt war. Er erinnert sich ... er starrt in die Dunkelheit, durch die manchmal ein dünner Lichtstrahl sickert aus einem kleinen runden Fenster. Er erinnert sich an den Schulweg und an

(Fortsetzung Seite 495)



Weder schlechtes Wetter noch Hausarbeit können einer mit NIVEA gepflegten Haut etwas anhaben. Ihre beschützende und zugleich verschönende Eigenschaft verdankt NIVEA dem Gehalt an EUCERIT, welches das natürliche Hautfett ergänzt. Deshalb ist NIVEA etwas ganz besonderes und durch nichts anderes zu ersetzen. Ihre Haut hat NIVEA nötig, um jugendfrisch und schön zu bleiben.

In Dosen und Tuben . . Fr. 0.50 - 2.40

SCHWEIZER FABRIKAT